hinter denen die enttäuschten Reporter sein unbefangen lächelndes Gesicht erblickten. Bemerkenswerth ist, daß hier mindestens fünfmal so viel ausländische als deutsche Journalisten anwesend sind. Davon sind die holländischen weder die eifrigsten. So hat das „Allgemeen Handelsblad" seinen bekannten Pariser Correspondenten Zürcher und Elout aus Amsterdam hier, welch letzterer sofort nach dem Bekanntwerden der ablehnenden Haltung der Berliner Regierung mit dem Nord-Express nach Berlin weiterfuhr, um dort zu loudiren. Auch die englischen Pressvertreter, welche jetzt ein sehr vergnügtes Gesicht machen, sind in reger Thätigkeit. Am Empfangsabend hatte der „Standard"-Correspondent Barden eine halbe Stunde lang hinunter Londoner Kabel mit seinen Depeschen belegt. Ferner ist das Amtsblatt der belgischen Regierung und die französische Presse durch Correspondenten vertreten.

Recht interessante Mittheilungen machte mir heute ein Vertrauensmann der Mission, welcher diese seit ihrer Ankunft in Marseille begleitet. Danach war bis Paris von einer Reise nach Deutschland innerhalb der Mission keine Rede. Auch in Paris hielten die Mitglieder der Delegation an dem Gedanken fest, daß die Reise von Paris direct nach dem Haag gehe. Erst am Mittwoch früh erklärte Krüger plötzlich in seiner kurzen Art bei Gelegenheit der jeden Morgen stattfindenden gemeinsamen Berathung, daß er nach Berlin wolle. Man war zunächst ganz überrascht, sandte dann aber sofort die entsprechenden Depeschen nach Berlin ab. Die einlaufende Antwort war nicht recht verständlich, doch hoffte man im Anschluß an die Pariser Ereignisse, daß wenigstens ein Empfang stattfinden würde und gab daher am Donnerstag der Pariser Presse die Nachricht, daß man nicht nach dem Haag, sondern zunächst über Köln und Magdeburg nach Berlin gehen werde. Diese wurde dadurch ebenso überrascht wie die deutsche Presse. Um so niederschmetternder wirkte die von dem Gesandten von Tschirschky und Bögendorff gleich nach dem Ueberschreiten der Grenze überbrachte Absage des Kaisers auf die Mitglieder der Mission und meinen Gewährsmann. Nur Krüger behielt seine volle Fassung und citirte in holländischer Sprache einen Bibelvers, womit er darthun wollte, daß er dies als eine göttliche Fügung betrachte und Gott wohl seine bestimmten Absichten mit diesem Schlage habe. Diese Anschauung soll er auch in seiner gestrigen Predigt, welche er aus Anlaß des Sonntags vor seinem Geleite hielt, zum Ausdruck gebracht haben. Die ihm im Laufe des gestrigen Nachmittags zugehende Nachricht, daß man ihn morgen Abend durch eine Serenade feiern wolle, erfreute ihn und Dr. Leyds sichtlich. Beide traten kurze Zeit darauf an das Fenster, um die unten unermüdlich ausharrende Volksmenge zu begrüßen.

Wie es heißt, soll am gestrigen Abend vor dem Hause des hiesigen englischen Consuls eine lärmende Scene stattgefunden haben. Da das Consulat dem Domhotel gerade gegenüber liegt, so ist es möglich, daß man die dem Präsidenten Krüger gebrachten Huldigungen dort als Demonstrationen aufgefaßt hat. Keineswegs kann es sich um eine Manifestation gegen England gehandelt haben, da ein solcher Vorfall unbedingt vom Domhotel aus den dort anwesenden Journalisten hätte bemerkt werden müssen. Im Gegentheil vermissen die französischen und englischen Kollegen unter den vielen Kundgebungen des Publicums gerade solche gegen England und es ist bisher nicht bekannt geworden, daß irgend einer der vielen hier durchreisenden Engländer belästigt worden wäre. Nur einem in Deutschland geborenen, aber seit 10 Jahren in England naturalisirten und aus London geschäftlich herübergekommenen Kaufmann wurde am Abend, als Krüger im Domhotel ankam und im Bestreben an ihm vorüberkommt, zugerufen: Hut ab!, welcher Aufforderung der Mann nicht nachkommen wollte. Es ist aber auch ihm deshalb nichts geschehen.

Heute Nachmittag sagte auch der in Paris so schwunghaft betriebene Handel mit Bereensäuchen, Krüger-Postkarten und Abzeichen in den Farben Transvaals ein, die beim Publicum reißenden Absatz fanden. Mit jeder Post treffen für Krüger Hunderte der von der „Jugend" angeregten und herausgegebenen Huldigungskarten aus allen Gegenden Deutschlands ein, desgleichen unzählige Huldigungstelegramme. Um ½6 Uhr erschien Krüger zum letzten Male am Fenster. Nach einer nochmaligen stürmischen Huldigung begannen dann die Massen sich zu zerstreuen.

Nachtrag. Der Oberceremonienmeister der Kaiserin, Freiherr v. Mirbach, dessen vorgestrige Anwesenheit auf dem Bahnhofe bei der Ankunft des Präsidenten Krüger somit erklärt wird, daß er als Vertreter der Kaiserin der Grundsteinlegung zu dem evangelischen Krankenhause und der Küpper-Stiftung hier in Köln am Sonntag beigewohnen hatte, bewegte sich auch heute incognito zwischen den demonstrirenden Menschenmassen auf der Hochstraße und am Dom. — Wie ich noch erfahre, hat sich für morgen eine Deputation aus Berlin angemeldet. Näheres darüber war bisher nicht zu erfahren. — Der Serenade am morgigen Abend soll ein Fackelzug der Kölner Bürgerschaft vorausgehen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. December.

Obgleich der Clericale Abgeordnete **Heim**, einer der Väter der **Interpellation** bezüglich der **Kohlentheuerung**, gestern im **Reichstage** von einer „wahren Kohlenangst" sprach, die im Publicum herrsche, so waren von der 106 Mitglieder zählenden Centrumsfraction ganze 23 Mann in der Sitzung anwesend. Die übrigen waren also entweder von der Kohlenangst nicht ergriffen, oder sie verließen sich darauf, daß ihre ängstlichen und deshalb pflichteifrigen Collegen der Regierung schon Mittel und Wege zeigen würden, durch die das Uebel beseitigt werden könnte. Das war aber freilich nicht der Fall. Trotzdem dürften die vom **Bundesrathstische** aus abgegebenen Erklärungen wesentlich zur Beruhigung der Aengstlichen beitragen. Was der Abgeordnete Heim zur Beleuchtung der wichtigen Frage beizutragen wußte, beschränkte sich auf die üblichen Angriffe auf das rheinisch-westfälische Kohlensyndicat und den bekannten Vorschlag der Ausfuhrerschwerung. **Der Handelsminister Brefeld stellte zunächst fest, daß die preußische Kohlenproduction mit allen Kräften der Aufgabe gerecht geworden ist, den Ausfall an englischer, böhmischer und sächsischer Kohle zu decken, indem sie die Förderung** in den ersten 10 Monaten des laufenden Jahres um 10 Millionen Tonnen gegenüber dem Vorjahre steigerte. Zu wucherischer Höhe seien die Preise in einzelnen Gegenden durch den **Zwischen- und Kleinhandel** getrieben worden, auch habe überstürzte Nachfrage theilweise die Preise unverhältnißmäßig gesteigert, die **Grubenpreise** aber hätten in Oberschlesien, im Ruhr- und im Saarrevier das zulässige Maß nicht überschritten; sie ständen vielmehr mit einer Steigerung und 25 Procent gegen die bis um 100 Procent gesteigerten Preise in England, Belgien, Böhmen erheblich zurück. Die Steigerung der preußischen Production sei auch für die nächsten 5 Jahre bis zu weiteren 12 Millionen Tonnen als sicher zu betrachten. Ausfuhrbeschränkungen würden ein gänzlich unwirthschaftliches Hilfsmittel sein, weil die Gruben wegen ihrer Lage nahe der Grenze ihr natürliches Absatzgebiet über diese hinaus erstrecken und bei Anweisung des inländischen Consums auf die inländische Production erheblich vermehrte Transportkosten zur Folge haben würde. Auch die Einschränkung des Zwischenhandels empfehle sich nicht, weil **diesem Handel** für die Vertheilung der Production eine **sehr wichtige** Function zufalle und auch nicht zu bestreiten sei, daß er in dieser Richtung — beispielsweise durch die Zurückdrängung der englischen Kohle gegen die oberschlesische in Berlin — erhebliche Verdienste habe. Empfehlenswerth aber sei es, so weit nöthig, durch **genossenschaftliche Organisationen** die Kohlen den Verbrauchern zuzuführen, und es sei dieser Weg bezüglich der **landwirthschaftlichen Genossenschaften** bereits beschritten. Allerdings werde nur vorsichtig und etappenweise vorgegangen werden können, weil die Gefahr bestehe, daß die Genossenschaft mit einem Theil ihres Quantums sitzen bleibe, der dann zurückgenommen werden müßte. Er, der Handelsminister, habe dementsprechend angeordnet, **einen bestimmten Betrag für Genossenschaften zu reserviren.** Die Organisation der Verkäufer andererseits sei in den **Syndicaten** gegeben, die, wenn gut organisirt, thatsächlich **im Sinne einer normalen Preisentwickelung wirken**, was der Minister an vergleichenden Preiscurven bezüglich des rheinisch-westfälischen Syndicats nachwies. Eine sehr beachtenswerthe Frage endlich sei die der **Ueberwachung des Zwischenhandels.** Wie das Kohlensyndicat beschlossen habe, solche Händler, die nach dem Urtheile der Essener Handelskammer sich ungebührliche Vortheil, ausbedingen, vom Kohlenbezuge auszuschließen, so wäre die Bildung einer Centralstelle für Beschwerden über wucherische Kohlenvertheuerung auch anderwärts zu empfehlen. Der Minister der öffentlichen Arbeiten **von Thielen** ging speciell auf die Frage der **Ausfuhrtarife** ein und legte an der Hand eines umfangreichen Zahlenmaterials dar, daß die Eisenbahnverwaltung, obwohl bedeutendster Kohlenconsument, keinen Anlaß zur Aufhebung dieser Tarife habe. Auch in früheren Perioden sehr viel stärkerer Preissteigerung habe man nicht daran gedacht, sie aufzuheben. Uebrigens seien die Hochconjuncturen erfahrungsmäßig immer nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer und auch die gegenwärtige Calamität werde bald wieder überwunden sein. In der Besprechung der Interpellation mußte selbst der Abg. **Richter** zugeben, daß die Erklärungen der beiden Minister beruhigend wirken müßten; er beklagte nur, daß diese Erklärungen nicht früher in solcher Ausführlichkeit gegeben worden wären, und regte eine sorgfältigere Statistik über die Bewegung des Kohlenmarktes an. Was sonst aus der Mitte des Hauses zur Sache vorgebracht wurde, war nicht von Belang, es müßte denn der Hinweis des Abg. **Hilbck** auf die Nothwendigkeit neuer **Wasserstraßen** sein, die freilich vom Abg. Grafen **Kanitz** entschieden bestritten wurde. Auch morgen wird nichts Erhebliches zur Sache mehr vorgebracht werden; aber die Bänke des Hauses werden am Mittwoch wenigstens gefüllter sein, da der sensationelle „**Toleranzantrag**" des Centrums mit auf der Tagesordnung steht.

Ist auch der **Ministerwechsel in Sachsen-Coburg-Gotha** nicht gerade überraschend gekommen — Herr Dr. v. Strenge hatte nach oben und nach unten angestoßen —, so hat es doch in weiten Kreisen, nicht am wenigsten im Herzogthum selbst, befremdet, daß zum Staatsminister der in Berlin als Privatmann lebende frühere Rechtsanwalt und spätere fürstlich Fürstenbergische Kammerpräsident **Hentig** ernannt wurde, ein Mann also, von dessen politischer Vergangenheit selbst Leute von ausgebreiteter politischer Personalkenntniß nichts wußten. Sonst pflegten sich die Kleinstaaten, wenn der staatsmännische Bedarf nicht durch den eigenen Nachwuchs gedeckt werden konnte, einen preußischen Landrath oder Regierungspräsidenten, jedenfalls aber einen Mann aus der staatlichen Beamtencarrière, als Minister zu verschreiben. Herr Hentig aber ist nie Staatsbeamter gewesen, außer im juristischen Vorbereitungsdienste. Jetzt kommt in der „Frankf. Ztg." über die befremdliche Wahl eine Aufklärung, die freilich das Befremden nicht wesentlich vermindert. Dem genannten Blatte wird nämlich über Herrn Hentig und seine Vergangenheit geschrieben:

„Er ist als junger Assessor Mitarbeiter und späterer Socius eines bekannten Berliner Anwalts und Justizraths gewesen, eines Herrn, der durch seine vornehmen Clientel und als liebenswürdiger Epikuräer einen gewissen Ruf genoß und in den achtziger Jahren in einem See des Grunewaldes sein Ende fand durch einen Unglücksfall, wie es damals hieß. Die vornehme Clientel dieses Justizraths hat Herr Hentig übernommen, auch Fürst Bismarck gehörte zu ihr und viele Aristokraten; bald wurde dann der junge, ungewöhnlich schöne und stattliche Rechtsanwalt auch politisch genannt. Er hat in der Berliner Bewegung eine wenn auch nicht gerade besonders bemerkenswerthe Rolle gespielt und war damals jedenfalls conservativ. Daß er auch Antisemit gewesen sei, ist wohl eine Verwechselung mit einem Namensvetter. Herr Hentig galt für einen Mann, der in politischen Dingen, sowie in Fragen des öffentlichen Lebens Mancherlei wußte, mehr als Andere, vielleicht durch seine vornehmen geschäftlichen Verbindungen, und der darüber klug und geistreich zu sprechen wußte, nicht öffentlich, sondern im Salon. Anfang der neunziger Jahre wurde Hentig vom Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg zum Kammerpräsidenten in Donaueschingen engagirt und hat dann die Verwaltung der großen Besitzungen des Fürsten geleitet. In dieser Stellung ist er auch politisch thätig gewesen. Er hat bei den Wahlen für den Fürsten gewirkt und war wohl auch sonst politisch berathend und treibend hinter dem Fürsten zu erblicken, der nicht frei vom politischen Ehrgeiz war, den aber eine gewisse vornehme Schüchternheit hinderte, im Reichstage eine Rolle zu spielen. Die reichen Mittel des Fürsten wurden zum Theil auch für Preß-Unternehmungen verwandt. Er übernahm die Antheile, die bisher der Großherzog von Baden an der Münchener „Allgemeinen Zeitung" gehabt hatte, und von da ab hat Herr Hentig einen wesentlichen Einfluß auf diese Zeitung besessen und nicht auf diese allein. Die weitgehenden Verbindungen des Fürsten Fürstenberg verschafften seinem Kammerpräsidenten manchen intimen Einblick in Vorgänge an den Höfen und in den Cabinetten; in engeren politischen Kreisen ist damals der Name des Herrn Hentig oft genannt worden als der eines Mannes, der im Stillen eine politische Rolle spiele und den Ehrgeiz eines Privatdiplomaten besitze. Er schien nach der Haltung der ihm nahestehenden Blätter inzwischen sich mehr einer gemäßigt liberalen Richtung zugewendet zu haben; der Fürst Karl Egon, der 1896 starb, war ein ganz liberaler Mann. Im Berliner Salons galt Herr Hentig für eine über Staatsgeschäfte und politische Vorgänge ungewöhnlich unterrichtete und interessant sprechende Persönlichkeit. So erschien er auch Einigen beurtheilenswerth, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß es Leute giebt, die die schönsten Staatsschriften und die geistreichsten Leitartikel sprechen, sie aber nie schreiben und die außerordentlich klare politische Gedanken in der Conversation kundgeben, aber nie dazu kommen, sie zu verwerthen. Nach dem Tode des Fürsten Karl Egon hat Herr Hentig seine Stellung in Donaueschingen aufgegeben und hat seitdem in Berlin gelebt. Mit dem Coburger Hofe ist er als Verwalter des Vermögens der verwittweten Herzogin seit längerer Zeit in Verbindung, und so erklärt sich, daß man ihn, den Fremden, der nie in Staatsstellung war, zum Minister gemacht hat. Ob er den Schwierigkeiten dieser besonderen Stellung gewachsen sein wird, bleibt abzuwarten. Interessanter aber wird es noch sein, zu beobachten, ob dieser Mann, der bisher in gewissen Gesellschaftskreisen eine Art staatsmännischen Rufes genoß, etwas von besonderem Ehrgeiz oder besonderer Begabung bethätigen wird, nachdem er nun wirklich überraschender Weise zu einem Ministerposten, wenn auch nur in einem kleinen Bundesstaate, gelangt ist."

Selbstverständlich sieht man nach diesen Mittheilungen der Wirksamkeit des neuen Staatsministers mit doppelter Spannung entgegen.

Frankreich ist in dem seit 187 Jahren schwebenden **Guyana-Grenzstreit** mit Portugal und dessen Nachfolger **Brasilien** völlig **unterlegen**. Von den 260 000 Quadratkilometern, einem Gebiet, größer als die Hälfte Deutschlands, das es beanspruchte, erhält es nicht einen Morgen. Die Grenze wird gebildet durch den Oyapoc im Osten und das Tumuc-Humacgebirge im Süden, bleibt also dieselbe, die auf den bekanntesten Karten verzeichnet ist. Der Art. 8 des Utrechter Vertrages, der den Kernpunct des Streites bildete, lautete folgendermaßen: „Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome und den beiden Ufern des Flusses gehört Portugal, und der Japocfluß oder Vincente Pinzonfluß, der in den Ocean mündet, dient für die beiden Colonien als Grenze." Die Portugiesen behaupteten nun, der Japoc sei der gegenwärtige Oyapoc, der westlich vom Oranjecap in den Ocean mündet. Die Franzosen ihrerseits wollten den Japoc in dem weiter südöstlich fließenden Araguary erkennen, der in die Vincente Pinzon-Bucht fließt. Das Schiedsgericht hat Brasiliens Ansprüche auf die Oyapocgrenze anerkannt und eine entsprechende Grenzbestimmung im Süden festgesetzt. Frankreich kann sich zu dem Ausgang Glück wünschen, denn sein Guyana hat ihm bisher fast nur Schmerzen bereitet. Das Land mit dem verrufenen Klima ist im 18. Jahrhundert der Schauplatz gründlich verfehlter Colonialunternehmungen gewesen, an die sich die traurigen Erinnerungen an den elenden Untergang der in thörichter Weise dorthin verschleppten Colonisten, namentlich Elsässer und Lothringer, an die Tropenkollermirthschaft eines Poncet de Bretignzy und Anderer, die häufigen nutzlosen Niedermetzelungen der Eingeborenen, die grausamen politischen Verschickungen während der Revolution und des zweiten Kaiserreichs und die seit dreißig Jahren regelmäßig erfolgenden Verbrecherverschickungen knüpfen. Während Niederländisch-Guyana gedeiht, ist, wie der Colonialhistoriker Gaffarel ausführt, Französisch-Guyana infolge des stetigen Systemwechsels und der seit 1855 andauernden einseitigen Bevorzugung des jetzt im Niedergange begriffenen Goldbergbaues bedeutlich im Rückstande geblieben, und die Colonie erfordert noch heute bedeutende jährliche Zuschüsse vom Mutterlande. Der französische Steuerzahler kann froh sein, daß die Angelegenheit diesen Ausgang genommen hat. Was nun Brasilien mit dem an sich werthvollen Besitze anzufangen gedenkt, ist für die Freunde des Fortschrittes sehr zweifelhaft.

Deutsches Reich.

‡ **Berlin**, 3. December. (**Erfahrungen bei der Auskunfterthellung an Auswanderer.**) Die vom Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt zu Hannover seit Jahren vertretenen Bestrebungen für Anbahnung einer nationalen Auswanderungspolitik, die anfangs auf wenig Verständniß und Entgegenkommen stießen, beginnen allmählich auch in weiteren Kreisen Beachtung und Anklang zu finden. Anfangs wurde die Forderung nach „nationaler Auswanderungspolitik" vielfach falsch gedeutet. Im Wirklichkeit will letztere nichts, als unsere jetzt planlos verzettelte Auswanderung sowohl im Interesse des Auswanderers wie auch Deutschlands aus nationalem Gesichtspuncten praktisch zu beeinflussen suchen. Es gilt ein doppeltes Ziel: einmal die Hinlenkung eines thunlichst großen Theiles unseres Auswandererstromes nach Ländern, die in klimatischer, wirthschaftlicher und nationaler Beziehung thatsächlich für deutsche Besiedelung geeignet sind; und sodann die Förderung von Bestrebungen, die auf die Erhaltung und Stärkung geistigen und wirthschaftlichen Zusammenhangs überseeischer deutscher Ansiedelungen mit dem gemeinsamen Mutterlande gerichtet sind. Als wichtigstes Mittel zur verständigen Einflußnahme auf die Richtung des Auswandererstromes gilt die Auskunfterthellung an Auswanderer. Der genannte Verein hat darum die Auskunfterthellung, die natürlich unentgeltlich erfolgt, zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht. Die Zahl der schriftlichen Auskünfte ist jetzt auf über 2500 gestiegen. Unter den Anfragenden waren fast ausnahmslos Unbemittelte; nur wenig über 60 Fragsteller theilten mit, im Besitze nennenswerther Mittel zu sein. Diejenigen, welche eigentliche Ansiedelung als selbstarbeitende Landwirthe erstrebten, hatten bei ihren Fragen fast niemals unsere Colonien ins Auge gefaßt, sondern meistens Südamerika, vor Ausbruch des Krieges auch das britische Südafrika und Transvaal. Das erstrebte Ziel war fast stets, auf dem Wege langsamer Abzahlungen einen kleinen eigenen Landbesitz zu erwerben.

* **Berlin**, 3. December. Die „**Hunnenbriefe**" erregen — so schreibt der „Straßburger Post" ein wackerer Mann vom Lande — hier im Elsaß weit weniger Aufsehen und Mißbehagen, als in andern deutschen Landesteilen, in denen man die Chinesen nicht kennt. Hier bei uns aber leben noch viele ehemalige französische Soldaten, die „dene gäle Kaiwe" noch mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden haben und die chinesische Kriegsführung kennen. Wir wünschten, daß Herr Bebel diese Veteranen einmal erzählen hören könnte! Ich kann die Details hier nicht wiedergeben, sie sind zu viehisch, aber so viel sei gesagt: Immer und immer wieder betonen diese sachverständigen alten Leute, daß man dem heimtückischen Gesindel unter den Bewohnern des „Himmlischen Reiches" nur durch schärfste Strenge beikommen könne. Den Fremden gegenüber kenne der Boxer keine Ehre und keine Treue, so daß man bei der Verschlagenheit dieser Menschen stets auf dem Qui vive sich befinde. Gerade das so viel commentirte Wort: „Pardon wird nicht gegeben", hat in seiner einzig zulässigen Deutung, die sich auf die Boxer bezieht, hier im Elsaß ein Echo gefunden in der Brust vieler französischer Kriegsveteranen. „Jusjament so han mir's gemacht und ohäte es äu wieder so mache", meinte ein mit der Commemedaille decorirter Veteran, den Schreiber dieses neulich beim Kornerrichen traf. „Mir Elsässer sinn g'weiß kenn schlechti Christe une fascht alli katholisch g'sinn, aber wie wir unsri Missionär un g'fangeni Kamerade in Stück verhaue an de Märe han hänge g'sähn, do isch inerhaupt ken Pardon mey genn worre. Die gäle Kaiwe sin jo so hundsmiserabel, daß sie gar nix anderich verdient han." Etwa vorgekommene Ungehörigkeiten, wie Grausamkeiten gegen Wehrlose, Verstümmelungen der friedlichen Bevölkerung u. s. w., sollen damit natürlich keineswegs entschuldigt werden, aber über die Schrecknisse des Krieges — „Jeder Krieg ist brutal" hat Präsident Loubet vor ein paar Tagen dem Boerenpräsidenten Krüger gesagt — würden manche Kritiker bei besserer Kenntniß des Feindes doch sicher anders urtheilen, als sie es jetzt thun.

— Fürst **Radolin**, der neuernannte Botschafter in Paris, ist aus Petersburg hier eingetroffen.

— Der Abgeordnete **Heyl zu Herrnsheim** ist aus der **nationalliberalen Fraction ausgetreten.** Ueber die Gründe zu diesem Schritt verlautet noch nichts Bestimmtes.

---

konntest, hat mich niedergeschmettert. Aber es ist eine Sühne für das, was ich einst that. Wer einmal gefehlt, dem darf man allerdings viel, sehr viel zutrauen", sagte er bitter.

Lucie faßte bittend seine Hand.

„Max, ich kann Dir kaum sagen, was mich vorhin schweigen hieß, als Du fragtest. Aber ein Vorwurf war es gewiß nicht. Etwas Anderes . . ." Sie erglühte . . . „Nein, ein Vorwurf nicht. Ich glaubte immer an Dich."

Ueber des jungen Bildhauers Gesicht glitt ein milderer Ausdruck. „Eben weil Du immer ein treues Schwesterlein mir warst, ja mehr als das, war es so unsagbar bitter."

Sie schmiegte sich an ihn.

„Vergiß das, Bruder! Die Angst, daß der schreckliche Verdacht am Ende selbst Dich nicht schonen würde, ließ mich die Frage thun, ob Du Papa seit jenem Tage, da Du uns verließest, nicht gesehen."

„Weshalb gerade mich?" fragte er erstaunt.

Lucie antwortete zögernd: „Ich gab Dir vorhin stillschweigend eine Unwahrheit zu, als Du fragtest, ob Papa nicht noch einen Namen genannt, bevor er starb. . . . Einen Namen sprach er aus . . ."

„Und welcher war dies?"

Der junge Künstler beugte sich in höchster Spannung vor.

„Der Deine — —."

Ueber sein bleiches Gesicht flog ein halb schmerzliches, halb freudiges Lächeln.

„Mit diesem Namen starb also Papa. Im letzten Augenblicke gedachte er noch meiner. O, daß ich nicht an seiner Seite weilen konnte!" — Düstere Trauer umflorte seine Augen.

„Ja, nun begreife ich. Dr. Bollant hörte das Wörtlein auch und . . . So entsetzlich es ist, diesem Namen eine solche Deutung zu geben, sie ist leider nicht unmöglich. . . . Wie könnte es auch anders sein? War ich doch von seiner Schwelle verbannt, leichtsinnig einst, ein Lump, der sich zum Bettler machte und es mit den Anderen gern ebenso gemacht hätte."

Lucie faßte wieder des Bruders Hände und suchte seine grollenden Selbstvorwürfe zu besänftigen: „Kannst Du denn mein thörichtes Vorgehen noch immer nicht vergessen? Es würde doch keinem Menschen im Ernste einfallen, Dir eine solche That zuzumuthen! Auch Dr. Bollant hat es nicht so gemeint, wenn er auch in der ersten Minute der Erregung unbedachtsamerweise eine derartige Vermuthung aussprach."

Mayens Stirn blieb umwölkt. — „Was Dr. Bollant gedacht, werden die Anderen auch denken."

„Aber Brüderchen!" entgegnete Lucie und gab ihrer Stimme etwas unendlich Beruhigendes, „es wird mir bange, wenn Du so weiter sprichst. Der Mörder wird hoffentlich baldigst gefunden und Deine trüben Gedanken werden dadurch zerstreut werden. Mich zu trösten, rief ich Dich herbei, weil ich wußte, daß Brüderchen mir immer treu zur Seite stand, und nun muß ich Worte des Trostes für ihn suchen."

Die dunklen Augen leuchteten ihr dankbar entgegen und ein schwaches Lächeln zog um die Lippen des jungen Künstlers.

„Du hast Recht, Lucie, daß Du mich schiltst. Dein Trost that aber auch so wohl. Ob der meine das vermag, bezweifle ich. Doch will ich wenigstens versuchen, mich Deines Vertrauens würdig zu erweisen. Befiehl über mich, ich werde gehorsam sein. Vereint wird es leichter sein, das traurige Geschick zu ertragen." — Er reichte ihr die Hand, die sie mit warmem Drucke umspannte.

„Ich kann Dir nicht sagen, wie eigen mir ums Herz ist, noch so langer Zeit wieder im alten Vaterhause zu sein. Immer hat mich's hergezogen, und jetzt bangt mir vor der Stunde, da ich es wieder verlassen sollte."

„Verlassen? Es wird Dich Niemand von hier fortgehen heißen. Im Gegentheil! Wir werden glücklich sein, wenn Du hier bleibst und Dein starker Arm uns schützt", entgegnete Lucie mit warmer Innigkeit.

„Ich danke Dir, Schwesterchen! Es ist so beruhigend, zu wissen, daß man irgendwo zu Hause ist. Aber ich habe die dunkle Empfindung, für die ich mir keine Rechenschaft geben kann, daß ich bald wieder werde hinaus müssen, fort, fort . . ."

Hand in Hand waren sie zum Fenster geschritten und weideten ihre Augen an dem farbenprächtigen Schauspiele des Sonnenuntergangs. In feurigen Tinten erglühten die Wolken, die den Horizont umsäumten, hinter denen die Sonne allmählich hinabsank. In den Thälern spann die Dämmerung schon ihre grauen Schatten, während über die Wipfel der Wälder noch ein heller Lichtstreif sich rollte, der, einem langen goldenen Bande gleich, weithin erglänzte. Die flimmernden röthlichen Strahlen spielten auch in den Fenstern des Gartenpavillons, in welchem der Gutsherr aufgebahrt lag. Tiefernst schauten die Beiden hinüber auf die schimmernden rothen Pünctchen, die man wahrnehmen konnte, die Kerzen, welche zu Häupten des Todten brannten.

„Komm!" sagte Max endlich und legte seinen Arm in den Lucie's. „Ich habe Papa noch nicht gesehen, laß mich ihn grüßen!"

Langsam schritten sie dann hinüber in den Gartenpavillon. Lange kniete der junge Künstler an dem Sarge, im Innersten erschüttert, Thränen im Augen.

Nun war er hier, den vor kaum vierundzwanzig Stunden der Sterbende gerufen: Max. . . .

Viertes Capitel.

Als Max und Lucie aus dem Gartenpavillon in das Herrenhaus zurückgekehrt waren, fuhr ein Wagen vor, welchem die Herren von der Untersuchungscommission aus Bärenstein entstiegen.

Dr. Bollant, der als Gerichtsarzt fungirte, ging mit lebhaftem Gruße auf den jungen Bildhauer zu, der aus dem Portale getreten war und sichtlich erfreut dem alten Hausarzt die Hand entgegenstreckte.

„Herr Hormart, Sie hier? — Aber wozu ich frage! Ihr Platz ist ja hier. Nehmen Sie zunächst mein aufrichtigstes Beileid entgegen."

„Danke Ihnen, Herr Doctor. Es ist traurig, furchtbar, was da sich ereignet hat", entgegnete dieser und schaute tiefernst dem Arzte ins Gesicht, der ihn einen Augenblick wie mit einer stummen Frage streifte.

„Ungeheuerlich, unmenschlich! — Aber ich vergesse ganz, die Herren vorzustellen." Dr. Bollant wandte sich halb zur Seite zu dem rückwärts stehenden Herrn, der mittlerweile ebenfalls den Wagen verlassen und einem jungen hageren Manne, augenscheinlich einem Schreiber, einige Aufträge ertheilt hatte.

„Dr. Rosen, Untersuchungsrichter — Max Hormart, Bildhauer", stellte der Arzt die beiden Herren einander vor.

Max verbeugte sich leicht, während der Beamte eine sehr ceremoniöse Verneigung machte. Es war ein mittelgroßer untersetzter Mann, dessen schwarzes Haar schon mit grauen Fäden durchzogen war. Die einfache richterliche Uniform saß ihm mit militärischer Knapphheit an den Gliedern. Das Gesicht war ziemlich hager mit einem buschigen dunklen Schnurbart, dessen Enden er mit einem leisen Ruck nach aufwärts drehte. Die lebhaften scharfblickenden Augen verliehen dem Criminalisten etwas Ernstes, aber nicht Unsympathisches. Die Angeklagten erfüllte es freilich immer mit einem Gefühle des Erschauerns, wenn die Lider sich halb über die Augen senkten und dazwischen hervor die harten durchbohrenden Blicke schossen, welche jede Unwahrheit sofort zu zergliedern schienen und deren Gewalt manche Lüge unausgesprochen ließ, weil gefürchtet wurde, daß er sie ohne Weiteres durchschauen würde.

Dr. Rosen, dem die verwickeltsten und scheinbar unentwirrbaren „Fälle" mit Vorliebe zugewiesen wurden, bemerkte, als er seine steife Verneigung vollendet, zu Max gewendet, verbindlich: „Dem Namen nach ist mir Herr Hormart nicht unbekannt. In der Münchener Kunstausstellung hatte ich im Vorjahre das Vergnügen, Ihre „Psyche" zu bewundern."

Mayens Gesicht überflog ein leises Roth. „Sehr liebenswürdig!"

„Es war mir aber nicht bekannt, daß Herr Hormart auf Schloß Ramen daheim sei", fuhr der Untersuchungsrichter fort und warf einen musternden Blick über den Hof.

Dem jungen Bildhauer war diese im liebenswürdigsten Tone gestellte und eigentlich selbst beantwortete Frage etwas peinlich.

Dr. Bollant schien dies zu bemerken, denn er erwiderte rasch: „Das ist kein Wunder, Herr Doctor, denn Sie sind erst zwei Jahre in Bärenstein und Herr Hormart drei, vier Jahre oder noch länger von dem väterlichen Schlosse durch seine Kunst ferngehalten."

Dr. Rosen nickte leicht. „Gewiß ist es kein Wunder, denn meine Berufsthätigkeit zwingt mich in ganz andere Sphären hinein als in jene, wo man sonst Künstlern zu begegnen pflegt."

Eine kleine Pause entstand, die der Untersuchungsrichter aber so rasch damit endete, indem er, den Degen an sich ziehend, in bedauerndem Tone sagte: „Herr Hormart, Sie wissen, welch traurige Pflicht wir hier zu erfüllen haben. Sie werden daher entschuldigen, wenn ich Sie bitte, uns zu gestatten, unseres Amtes zu walten."

Des jungen Bildhauers Blick, der nun die Pflichten des Schloßherrn zu erfüllen hatte, wurde ernst. „Walten Sie Ihres Amtes, Herr Doctor, und hoffentlich mit dem günstigsten Erfolge. So lange Sie auf Schloß Ramen weilen, bitte ich Sie, unser Gast zu sein. Ich bitte, Ihre Verfügungen zu treffen, sie sollen unverzüglich erfüllt werden!"

Der Criminalist verbeugte sich. „Ich nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit Dank an. Wie lange ich hier weilen werde, kann ich im Augenblicke natürlich nicht bestimmen. Wir wollen indeß hoffen, daß es baldigst gelingt, mit der Untersuchung zu Ende zu kommen. Darf ich nun bitten, uns zunächst die Leiche des Herrn Ramen zu zeigen?"

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.